

ANNETTE KRUHL

Tausche
Ex
gegen
SEX
ROMAN

DROEMER 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



© 2013 Droemer Paperback
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-22630-8

2 4 5 3 1

Kapitel 1

Hast du einen Orgasmus gehabt?«, fragt Albert pampig und starrt dabei auf den zwei Meter hohen, fertig geschmückten Weihnachtsbaum, den er gestern im Schweiß seines Angesichts neben der Terrassentür im Wohnzimmer aufgebaut hat.

»Warum willst du das wissen?«, frage ich ebenso pampig zurück, obwohl ich froh bin, dass er überhaupt wieder etwas sagt, nachdem wir uns gerade unerträgliche zehn Minuten lang angeschwiegen haben.

Albert hockt mit verschränkten Armen in seinem Sessel, starrt weiter reglos auf den Baum und sagt wie ein trotziger kleiner Junge: »Weil ich es wissen will!«

»Was spielt das für eine Rolle?«, erwidere ich ungehalten.

Albert ist zwar mein Ehemann, aber trotzdem finde ich seine Frage nicht nur absurd, sondern auch mehr als indiskret. Ich fühle mich genauso unangenehm berührt, als würde mich mein Nachbar im Treppenhaus fragen, welche Unterwäsche ich gerade trage. Andererseits, wenn einem die eigene Frau beim gemeinsamen Schmücken des Weihnachtsbaums eröffnet, dass sie zum ersten Mal seit vierzehn Jahren Beziehung fremdgegangen ist, kann einem vielleicht schon mal eine absurde und indiskrete Frage über die Lippen kommen.

Albert richtet seinen stoischen Blick fest auf mich, und ganz plötzlich bricht es aus ihm heraus wie eine Explosion: »ICH

HABE DICH GEFRAGT, OB DU EINEN ORGASMUS HATTEST!«

Er lässt seine Faust auf den gläsernen Couchtisch krachen, woraufhin der Porzellanteller mit den selbstgebackenen Plätzchen seiner Mutter einen Satz vom Tisch macht und mit lautem Scheppern zu Bruch geht. Um seiner Frage weitere Dringlichkeit zu verleihen, schnappt Albert sich eine Kokosmakrone und schmeißt sie mit voller Wucht auf den Weihnachtsbaum. Sie trifft eine der roten Billigkugeln, die ich heute noch schnell bei Drospa gekauft habe. Klirrend landet sie auf dem Boden. Dass Albert zu derartigen Gefühlsausbrüchen fähig ist, macht mich einen kurzen Moment sprachlos. Ich habe ihn während unserer gesamten Ehe weder schreien noch heulen sehen, Albert trägt immer die ewig gleiche Fassade von Ratio und Selbstbeherrschung zur Schau. Ich freue mich regelrecht über die Chance, mich endlich mal richtig mit ihm zu fetzen. Das war schon lange fällig.

»NEIN!«, schreie ich angriffslustig zurück. »Habe ich NICHT!« Ich haue ebenfalls mit voller Wucht auf den Tisch. Damit bereite ich auch der Existenz meines Rotweinglases – eins der »guten«, die wir von meinen Eltern zur Hochzeit geschenkt bekommen haben – ein jähes Ende und füge dem cremefarbenen Läufer – ein Mitbringsel aus unseren Flitterwochen in Marokko – unschöne Flecken hinzu. »Bist du nun zufrieden, verdammt noch mal?«

Ich springe auf und hole aus der Küche einen feuchten Lappen und eine Packung Salz. Albert schnaubt verächtlich durch die Nase, wirkt aber tatsächlich etwas besänftigt und starrt wieder vorwurfsvoll den Weihnachtsbaum an, als wäre der an allem schuld. Schade eigentlich, ich fand ihn wütend viel lebendiger. Aber offenbar arbeitet nun die quälende Frage in ihm, ob er mir angesichts meiner Orgasmuslosigkeit mildernde Umstände einräumen soll. Ich kann es ihm regelrecht von der Stirn ablesen: fieberhaft grübelt er darüber nach, welche

Bedeutung dem Orgasmus, der nicht stattgefunden hat, beizumessen ist. Schließlich hat er ja mit einem anderen Mann nicht stattgefunden. Und da stellt sich natürlich die Frage, ob ein Orgasmus, der mit einem anderen Mann nicht stattgefunden hat, immer noch besser ist als ein Orgasmus, der mit ihm, Albert, nicht stattgefunden hat? Oder ist allein die Tatsache, dass ich überhaupt in der Situation gewesen bin, einen Orgasmus mit einem anderen Mann haben zu können, Grund genug, mich zum Teufel zu schicken?

»Ist das alles, was dich daran interessiert?«, frage ich zynisch, während ich auf dem Boden herumkrieche und mit einem feuchten Tuch an den Rotweinflecken rubbele.

»Neeiiiin ...«, sagt Albert in einem Tonfall, als müsse er sich schwer zusammenreißen.

»Na, da bin ich aber froh«, kontere ich und schütte eine Riesenladung Salz auf den Teppich.

Während ich demütig zu Alberts Füßen herumkrieche, als würde ich nicht nur die Rotweinflecken, sondern auch meine befleckte Tugend ins Reine bringen wollen, sieht er mich von oben herab an und zischt: »Was mich außerdem interessieren würde, ist, hast du ihm einen ...?« Er bricht den Satz ab – vermutlich, weil ihm in dem Moment klar wird, dass er es so genau nun doch nicht wissen will. Er lässt es sich aber nicht nehmen, eine weitere Kokosmakrone Richtung Tannenbaum zu pfeffern. Der wirft wie aufs Stichwort eine der mundgeblasenen Kugeln ab, die ich von unserem letzten Trip nach Schweden mitgebracht habe.

»Könntest du bitte damit aufhören«, sage ich und weiß nicht, was mich wütender macht – Alberts dreiste Fragerei oder sein Umgang mit unseren Urlaubsandenken.

Ich springe auf und beginne, aufgewühlt im Wohnzimmer umherzulaufen. Was für eine Frechheit! Albert reduziert mein wundervolles Erlebnis mit Gabriel auf einen Orgasmus und einen Blowjob! Schon klar: Für Männer ist es nun mal das

Nonplusultra beim Vögeln, ihr klebriges Zeug loszuwerden. Das Entleeren ihrer Latte ist die Messlatte für guten oder schlechten Sex. Natürlich habe auch ich nichts gegen einen Höhepunkt beim Liebesspiel. Drei oder vier sind auch nicht zu verachten. Aber für mich ist es nicht das alles entscheidende Kriterium. Und insbesondere die Begegnung mit Gabriel hat mir etwas ganz anderes gegeben als den Austausch von Körperflüssigkeiten und rhythmische Muskelkontraktionen im Genitalbereich. Gabriel hat mich wachgeküsst aus dem Dornröschenschlaf meiner Ehe. Gabriel hat mich zum Brennen gebracht, mir das Gefühl gegeben, eine begehrtenwerte, schöne Frau zu sein. Und die Leidenschaft unserer Küsse und Berührungen war viel berauschender als jeder multiple Orgasmus, den ich hätte haben können. Mein Körper fühlt sich immer noch an, als würde es in ihm lodern.

Albert straft mich mit einem verächtlichen Blick. »Ein Dreiundzwanzigjähriger! Das kann doch wirklich nicht dein Ernst sein. Kommst du dir nicht selbst lächerlich vor?«

»Oh nein! Ich komme mir endlich mal alles andere als lächerlich vor. Lächerlich fühle ich mich in letzter Zeit nur an *deiner* Seite! Weil du ständig versuchst, mich runterzumachen. Du behandelst mich doch wie ein kleines Kind!«

»Weil du dich wie eins benimmst«, entgegnet Albert und verschränkt die Arme.

»Und für dich ist Lebensfreude ein Fremdwort geworden! Mit dir kann man ja noch nicht mal mehr ein Glas Wein trinken.«

Mit diesen Worten starte ich einen neuerlichen Angriff auf den Couchtisch und das, was er zum Kaputtmachen hergibt. Diesmal entscheide ich mich für den scheußlichen russischen Porzellanaschenbecher, ein Andenken von Albert an seinen Stipendiums-Aufenthalt in Moskau. Das Teil war mir immer schon ein Dorn im Auge. Seit meinem Moskaubesuch bei Albert vor dreizehn Jahren hasse ich Russland, die Russen und

alles, was auch nur annähernd damit zu tun hat, wie die Pest – und das nicht nur, weil Albert damals vor meinen Augen hemmungslos mit einer seiner nuttigen russischen Kommilitoninnen flirtete. Also lege ich jede nur erdenkliche Genugtuung in die Zerstörung dieses hässlichen Machwerks russischer Porzellanmanufakture und schmeiße es Albert direkt vor die Füße.

»Glaubst du, dass ich das toll finde? Einen Mann, mit dem man keinen Spaß mehr haben kann? Der abends um zehn ins Bett geht und dann wie ein Raubtier schnarcht, statt wie ein Raubtier zu ...«

»Ja, sprich es nur aus, nur zu!«, schreit Albert.

»Zu VÖGELN!«, schreie ich zurück.

»Geht es dir neuerdings darum? Ums Vögeln?!«, brüllt Albert.

»Warum nicht?!«, keife ich. »Dass es DIR darum nicht mehr geht, ist mir klar. DEIN Verständnis von Einen-Draufmachen ist ja mittlerweile, beim Grillfest im Gemeinschaftsgarten alkoholfreies Bier zu trinken und *Das Nilpferd in der Achterbahn* zu spielen!«

Ich schnappe mir Alberts Glas, schütte den Rest seines *Jever Fun* in den Weihnachtsbaum und schmeiße zur Untermalung meiner Ausführungen das Glas gegen die Wand. Es zersplittert auf einem von Alberts Vater gemalten Ölbild und fügt dem Gemälde einen großen, feuchten Fleck und mehrere Risse hinzu. Was es meiner Meinung nach wesentlich interessanter macht. Alberts Vater ist pensionierter Chef-Ingenieur mit Neigung zu Größenwahn, weshalb er sich für einen verkannten genialen Künstler hält und sämtliche Familienmitglieder regelmäßig mit extrem mittelmäßigen, öden Landschaftsmalereien oder wahlweise extrem mittelmäßigen, öden Stillleben von Blumensträußen bedenkt, die seine Frau bei *Pflanzen Kölle* kauft. Es wird sowieso höchste Zeit, dass dieses Zeugnis kreativer Verirrung von unserer Wohnzimmerwand verschwindet.

In diesem Moment geht die Tür auf. Julian, unser siebenjähriger Sohn, schaut verschlafen herein.

Auch das noch.

»Was ist das für ein Krach?«, murmelt er.

»Nichts weiter, das war nur ... äh ... der Weihnachtsmann ...«, versuche ich Julian zu beruhigen und komme mir extrem albern vor.

»Ist der Weihnachtsmann betrunken?«, fragt Julian, rümpft die Nase und betrachtet misstrauisch das Scherben- und Fleckenchaos auf dem Teppich.

»Nein, nur ein bisschen tolpatschig. Wahrscheinlich ist er völlig überarbeitet vom vielen Geschenkeaustragen«, murmele ich.

Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie Albert genervt das Gesicht in seinen Händen vergräbt. Dann steht er auf, wuschelt Julian durch den Haarschopf und sagt: »Komm, Papa bringt dich wieder ins Bett. Nicht, dass Sophie auch noch wach wird ...«

Nachdem Albert mit Julian verschwunden ist, lasse ich mich aufs Sofa fallen, genehmige mir ein Glas Rotwein auf ex und schließe die Augen. Sofort tauchen die aufwühlenden Bilder wieder auf. Die Bilder dieser Nacht in München. Die halbdunkel ausgeleuchtete Bar des Hilton-Hotels. Die Gala zur Premiere des neuen Films von Hagen Bruns, zu dem ich den Soundtrack geschrieben habe. Hagen Bruns, *der* neue deutsche Szene-Regisseur. Mann, war ich stolz darauf, an diesem Projekt beteiligt zu sein. Der Film gilt bei Insidern als Bruns' bislang bester, und auch meine Arbeit wurde mit reichlich Lob bedacht. Dementsprechend habe ich an jenem Abend gefeiert, getrunken und getanzt. Und war ziemlich aufgekratzt, als plötzlich vom anderen Ende des Raums dieser attraktive, junge Mann langsam auf den Tresen der Bar zugeschlendert kam, an dem ich saß, um mich von einer ausgelassenen Tanz-

session zu erholen. Eine Hand hatte er in seiner Hosentasche vergraben, in der anderen hielt er ein Glas Wein. Seine Krawatte war über dem aufgeknöpften Kragen seines Anzughemdes gelockert, und ein schelmisches Lächeln umspielte seine Lippen: Gabriel. Zugegeben, anfangs machte er einen ziemlich selbstverliebten Eindruck auf mich, und ich dachte noch, der Typ hält sich wohl für einen wahrgewordenen Traum aus einem Hochglanzmagazin. Amüsiert beobachtete ich, wie er auf mich zukam, und rechnete nicht im Entferntesten damit, dass ich es war, die er meinte – bis er direkt vor mir stand und ich in sein leicht gebräuntes Gesicht mit den mandelförmigen, dunklen Augen blickte, das von tiefschwarzem, kurzem Haar umrahmt wurde. In diesem Moment wurde mir klar: Der Typ *war* ein wahrgewordener Traum aus einem Hochglanzmagazin. Er sagte nichts, sondern blickte mich nur an, holte dann eine Schachtel Zigaretten aus der Innentasche seines Jacketts, öffnete sie und hielt sie mir hin. Wortlos nahm ich eine Zigarette, und Gabriel gab mir Feuer. Dann zündete er sich selbst eine an. Auf mich wirkte das alles so eingespielt wie ein Ritual – und zwar eins, das er schon unzählige Male vollzogen hatte, da machte ich mir nichts vor. Und natürlich wusste ich auch, wer Gabriel war. Schließlich hatte ich ihn bereits vor der Premiere oft genug in den fertig geschnittenen Szenen bewundern können, zu denen ich die Musik schrieb. Szenen, in denen Gabriel überwiegend unbekleidet zu sehen war, immer abwechselnd im Liebespiel mit seinen beiden Filmpartnern Elena und Jakob. Denn in Hagen Bruns' neuestem Streifen verkörperte Gabriel die männliche Hauptrolle: einen in seiner Bisexualität zerrissenen Tauchlehrer. Klar hatte ich wahrgenommen, dass es sich bei Gabriel um einen extrem gutaussehenden jungen Mann mit einem makellosen Körper handelte, ihn aber während meiner Arbeit am Film nur aus einer professionell-distanzierten Perspektive betrachtet. Doch jetzt stand Gabriel zum ersten Mal leibhaftig vor mir, und ich musste mir

eingestehen, dass sein Anblick und sein Charisma schon ziemlich atemberaubend waren. Dennoch, ich würde mich doch von diesem Filmstar-Jungspund mit übersteigertem Ego nicht aus dem Konzept bringen lassen!

Dann machte er den Mund auf und sagte im gleichgültigsten Ton der Welt und ohne mich dabei aus den Augen zu lassen: »Hi. Ich bin Gabriel. Man nennt mich auch »Mister Erzengel«. Ich bin dreiundzwanzig Jahre alt, ich spiele in Hagen Bruns' neuem Film die männliche Hauptrolle, und ich will mit dir schlafen.«

Er lächelte. Ein umwerfendes, spitzbübisches Lächeln.

Ich konnte nicht anders, als laut loszulachen. Nicht nur wegen Gabriels dreister Direktheit, sondern auch, weil ich nicht glauben konnte, dass er wirklich *mich* meinte. Verdammt, ich stand kurz vor meinem vierzigsten Geburtstag, ich hatte einen Ehemann und zwei Kinder, und das letzte Mal, dass ich auf diese Art mit einem Mann geflirtet hatte, war mindestens fünfzehn Jahre her.

»Freut mich«, erwiderte ich, immer noch lachend. »Ich bin Marlene, die kleine Schwester der Jungfrau Maria. Gott sei Dank weißt du nicht, wie alt ich bin. Ich habe für Hagen Bruns' neuen Film ein bisschen Musik geschrieben und werde über dein Angebot nachdenken.«

Gabriel lächelte. »Nicht nachdenken«, sagte er und zog an seiner Zigarette. »Einfach machen.« Er prostete mir zu und nippte an seinem Weinglas.

Dies war der Moment, in dem mir das erste Mal der Gedanke durch den Kopf schoss: Warum nicht? Warum, verdammte Scheiße, eigentlich nicht? Gabriel hatte etwas erstaunlich Entschlossenes an sich, gemessen daran, wie jung er war. Er wirkte wie jemand, der genau wusste, was er wollte, und vor allem, der genau wusste, was für andere gut war.

Ich merkte, wie mir die Knie weich wurden, trank meinen Gin Tonic in einem Zug leer und fragte scheinbar gelassen:

»Wie kommst du auf mich? Hier laufen tausend wunderschöne und viel jüngere Frauen rum.«

Gabriel beugte sich zu mir und raunte mir zu: »Ich hab dich tanzen sehen. Und dein Alter ist mir vollkommen egal.«

Und dann geschah es. Er drehte mein Gesicht mit seiner Hand zu sich und küsste mich. Endlose, wahnsinnige Minuten lang. Ich konnte es immer noch nicht fassen, aber er wollte wirklich mich. Wenn dies ein Traum war, war es ein phantastischer Traum. Und wenn ich mich gerade in einem Film befand, war es genau der richtige Film.

Der Gedanke daran jagt mir jetzt noch einen Schauer durch den Körper. Es war einfach göttlich gewesen. Diesen Mann hatte mir der Himmel geschickt. Und wenn ich bedenke, dass Gabriel Gabriel heißt, dann ist dies die reinste Magie. So sehr ich mich auch bemühe, es will einfach keine Reue aufkommen wegen dem, was passiert ist. Es hat sich alles viel zu richtig angefühlt.

Albert betritt wieder das Zimmer und reißt mich grausam aus meinen süßen Tagträumen – bewaffnet mit Kehrschaufel, Besen, einer Mülltüte und dem unzugänglichen Gesichtsausdruck, den er immer dann aufsetzt, wenn er versucht, Herr der Lage zu bleiben.

Er schließt die Tür und baut sich vor mir auf: »Hör zu, Marlene. Ich weiß zwar nicht, was in dich gefahren ist, aber übermorgen kommen meine Eltern, und ich erwarte von dir, dass du dich wenigstens in diesen Tagen zusammenreißt. Schon um der Kinder willen. Weihnachten ist für sie etwas ganz Besonderes, und ich will nicht, dass du ihnen das Fest verdirbst.« Ich kann mir nicht helfen, aber Alberts Tonfall erinnert mich extrem an meinen Klassenlehrer in der Siebten, wenn er mich ermahnte, in Mathe nicht mehr abzuschreiben.

Mit vorwurfsvollem Blick nimmt Albert das ramponierte Ölbild seines Vaters ab und stellt es, mit der Rückseite zur Wand,

auf den Boden. Dann beginnt er, die Glas- und Porzellan-scherben zusammenzukehren. Entsetzt starre ich ihn an. Den Weihnachtsbesuch seiner Eltern habe ich bei all der Aufre-gung schlichtweg verdrängt! Oder zumindest das, was er be-deutet. Das wird mir in diesem Moment in vollem Ausmaß klar: Nicht nur eine Generalreinigung des Wohnzimmers, sondern auch eine penible Säuberung der gesamten Hundert-fünzig-Quadratmeter-Wohnung sowie nicht enden wollen-des Kuchenbacken und Kochen. Nach vierzehn Jahren Bezie-hung mit Albert mache ich mir trotz seiner ständigen »Mach dir doch keinen Stress«-Sprüche nichts mehr vor: Meine Schwiegermutter hat einen Putz- und Aufräumfimmel, der an eine Zwangsneurose grenzt. Das weiß ich spätestens, seit ich sie mal dabei ertappt habe, wie sie ein Regalfach in ihrem Klei-derschrank mit einem Lineal vermessen hat. Und zwar, um einen Stapel Pullover – der so akkurat sortiert war, als solle er für einen Lenor-Werbepot zur Verfügung stehen – genau in der Mitte des Schrankfachs plazieren zu können. Und mein Schwiegervater hatte bislang noch alles, was ich auf den Tisch brachte, als Zumutung für seinen von den Kochkünsten seiner Gattin verwöhnten Gourmetgaumen empfunden. Nun, die hatte ja auch nicht viel mehr zu tun, als neue Alfons-Schuh-beck-Rezepte auszuprobieren. Nachdem sie ihre hautfarben-nen Schiesser-Schlüpfer zentimetergenau in ihre Kommoden einsortiert hatte, versteht sich. Ganz abgesehen davon sehe ich bereits die üblichen krampfing-uninspirierten Konversati-onsrunden beim Leeren mehrerer Flaschen Wein auf mich zu-kommen. Nicht zu vergessen der obligatorische, öde Opern-besuch mit anschließendem Essen im maßlos überteuerten *Lutter & Wegner* – einem dieser sogenannten Feinschmecker-restaurants, wo die Picassos der Haute Cuisine ihr Unwesen treiben. Ich erinnere mich noch genau, dass mir letztes Mal eine mit zwei Broccoliröschen verzierte Kinderportion bluti-ges Fleisch und ein lieblos auf den Teller geschmiertes Häuf-

chen Kartoffelpüree als Gipfel kulinarischer Gaumenfreuden verkauft worden war. Das alles sind Aussichten, die mir jetzt schon den kalten Schweiß auf die Stirn treiben. Das Allerfurchtbarste aber ist, dass Albert und ich einen auf Familienidylle machen und seinen Eltern heile Welt vorgaukeln sollen. Dass wir die Scherben unserer gerade endgültig zu Bruch gegangenen Ehe im wahrsten Sinne des Wortes unter den Teppich beziehungsweise den Läufer kehren sollen. So zumindest stellt Albert es sich vor. Wenn ich all das schon früher schwer ertragen habe, so überlebe ich es jetzt garantiert nur, wenn ich sämtliche Marihuana-Vorräte konsumiere, die ich noch im Studio deponiert habe. Und ob das der Gesamtsituation zuträglich ist, wage ich zu bezweifeln.

»Warum sagen wir den Besuch deiner Eltern nicht einfach ab?«, schlage ich mit einem Anflug von Flehen in der Stimme vor.

Albert wuchtet einen Schwung Scherben in die Mülltüte und macht wieder einen auf Klassenlehrer: »Wir sagen nichts ab. Meine Eltern haben sich darauf eingestellt und die Flüge schon gebucht. Die Kinder freuen sich auch auf ihren Besuch. Ich sehe nicht ein, dass ich sie auslade, nur weil du dich aufführst wie ein durchgedrehter Teenager!«

Dass Albert so reagieren würde, hätte mir eigentlich klar sein müssen. Einmal gemachte Pläne wieder umzuwerfen, ist definitiv ein rotes Tuch für ihn – mögen die Gründe dafür auch noch so triftig sein. Aber dass es ihm selbst in dieser Situation – wo nichts Geringeres als unsere Ehe auf dem Spiel steht – offenbar wichtiger ist, vor seinen Eltern zu buckeln, macht mich doch sprachlos. Aber ich hatte von Anfang an keine guten Karten. Ich bin das komplette Gegenteil dessen, was Alberts Eltern als ihre Traumschwiegertochter bezeichnen würden, die im Idealfall natürlich eine Kopie seiner Mutter in jung wäre: verklemmt, spießig und demütig in ihrer Rolle als Hausfrau, Gattin und Mutter aufgehend. Wieder einmal frage

ich mich ernsthaft, warum Albert mich überhaupt geheiratet hat.

Kurz entschlossen schnappe ich mir mein Handy und wähle die Nummer unserer Putzhilfe: »Ich rufe Christel an. Sie soll die Wohnung morgen noch mal grundreinigen. Ansonsten bestelle ich zwei Torten bei der Konditorei, und um das Abendessen solltest *du* dich besser kümmern. Dann können deine Eltern wenigstens nicht wieder mich dafür verantwortlich machen, falls ihnen zu wenig Pfeffer in der Bratensoße und zu viel Salz im Salat ist!«, verkünde ich schlecht gelaunt.

»Wie du meinst«, giftet Albert, hebt ein großes Stück des russischen Aschenbechers auf, hält inne und betrachtet es kurz. Dann sagt er: »Vielleicht hätten wir schon damals in Moskau erkennen sollen, dass wir nicht zusammenpassen.«

Mir bleibt der Mund offen stehen. Das sagt ausgerechnet *er!*

»Oh ja! Wenn man bedenkt, dass ich, obwohl ich die Chance gehabt hätte, an einem wichtigen Kompositionswettbewerb teilzunehmen, trotzdem in dieses verschissene Moskau gekommen bin, um dich zu sehen, und du nichts Besseres zu tun hattest, als dich an deine Kommilitonin heranzumachen! Ganz zu schweigen von diesem Aufseherfuzzi, der mich im Puschkin-Museum beinahe über das Terrassengeländer befördert hätte! Aber dir war das egal. Mich vor diesem wildgewordenen Russenarsch zu beschützen, kam dir noch nicht einmal in den Sinn!«

Albert schüttelt den Kopf: »Du klingst fast wie unsere dreizehnjährige Tochter.«

»Ist es so gewesen oder nicht?«, fahre ich ihn an.

»Schon damals musstest du doch überall anecken. Warum musstest du auch auf diese Terrasse gehen, obwohl dick und fett ein Schild da hing, dass es verboten ist! Nur, weil du den Sonnenuntergang sehen wolltest«, schnaubt Albert.

»Weil ich ein romantischer Mensch bin!«, kreische ich. »Und weil ich kein Russisch kann, im Gegensatz zu dir! Du hättest

das regeln können. Ein paar Dollar Bestechungsgeld, und die Sache wäre geritzt gewesen. So haben es die anderen Touris auch ständig gemacht. Aber dafür warst du ja wieder zu feige! Du schaust lieber zu, wie ein bulliger, russischer Museumswärter mich tätlich angreift!«

Albert ringt sichtlich um Beherrschung. Dann sagt er möglichst gefasst: »Ich habe dir noch nie genügt. Ich bin nicht dein Beschützer und dein Retter, der auf einem Schimmel angeritten kommt. Ich bin auch nur ein Mann mit Schwächen. Und ich wünsche mir eine Frau, die mir mit ihren Eskapaden nicht ständig das Leben schwermacht!«

Eskapaden. Sicher. Das kenne ich bereits. Alles, was Alberts mangelndes Rückgrat entlarven könnte, wird bei ihm unter »Eskapaden« abgestempelt. Hauptsache, sein Gutmenschen-Image bekommt keinen Kratzer.

Mir steigen Tränen in die Augen, und ich sage verzweifelt: »Und ich will leben, Albert. Ich kann nicht mehr. Ich muss noch mal *leben!*«

Albert schmeißt den Rest Aschenbecher in die Mülltüte und erwidert kalt: »Dann leb. Aber leb dieses Leben bitte ohne mich.«

Dann geht er aus dem Zimmer.

Kapitel 2

Diese Nacht verbringe ich auf der Wohnzimmercouch. Direkt neben dem geschändeten Weihnachtsbaum. Aber ich kann nicht einschlafen. »Noch mal leben«. Was das heißen soll, weiß ich selbst noch nicht so genau, es ist mir einfach rausgerutscht.

In Gabriels Armen jedenfalls habe ich mich so lebendig gefühlt wie schon lange nicht mehr.

Wir hatten noch eine ganze Weile wild knutschend am Tresen verbracht und dann eng umschlungen getanzt, auch dabei die meiste Zeit knutschend. Gabriel hatte währenddessen immer wieder in mein Ohr geraunt: »Du bist so süß. Du bist so unglaublich süß«, und jedes Mal, wenn er das sagte, musste ich kichern. Als neununddreißigjährige Frau von einem dreiundzwanzigjährigen Burschen mit dem Attribut »süß« tituliert zu werden, war für mich ein absolutes Kuriosum. Und gleichzeitig natürlich der Himmel auf Erden. Auch wenn ich mich fragte, ob das Ganze womöglich eine abgefeimte Flirtmasche von Gabriel war, die er bei jeder Frau durchzog, egal, wie alt sie war, genoss ich es in vollen Zügen. Irgendwann hatte ich endgültig kapituliert und Gabriel ins Ohr geflüstert: »Ich würde gerne auf dein Angebot zurückkommen ...«

Worauf er nur gegrinst, mich an der Hand genommen und aus der Bar geführt hatte.

Kaum hatten wir den Hotellift betreten, machte Gabriel erneut einen auf Frontalattacke, drückte das höchste Stockwerk und begann, mich auszuziehen. Überrascht stellte ich fest, dass mir seine stürmische Art extrem gut gefiel. Außerdem war um vier Uhr morgens sowieso fast niemand mehr im Hotel unterwegs.

Gabriel öffnete den Neckholder meines rückenfreien Cocktailkleids und fragte lächelnd: »Zu dir oder zu mir?«

Mein schon stark ins Abseits geratener Verstand rief noch »Was ist *das* denn für ein billiger Aufreißerspruch?!«, als Gabriel mich auch schon auf unwiderstehliche Art an sich zog, sich so dicht zu mir herunterbeugte, dass sich unsere Nasenspitzen berührten, und schmunzelnd hinzufügte: »Oder direkt hier?«

Keine Ahnung, ob es an dieser jungenhaften und gleichzeitig männlichen Art lag, die Gabriel an den Tag legte, aber ich schickte meinen Verstand zum Teufel und die laszive Femme fatale erwachte endgültig in mir – eine Facette meiner Persönlichkeit, die mir vollkommen abhandengekommen war. Oder begann ich gerade erst, sie zu entdecken? Jedenfalls sagte ich halblaut, aber mit einem entschlossenen Ton in der Stimme, den ich von mir selbst noch nie gehört hatte: »Bleib, wo du bist, Kleiner!«, und begann, Gabriels Hemd aufzuknöpfen. Oder besser gesagt, es ihm vom Leib zu reißen. Gabriel gab ein gespielt überraschtes »Oho« von sich und ließ mich machen. Als ich gerade damit anfangen wollte, ihm auch seine Hose auszuziehen, erreichten wir das oberste Stockwerk, und die Fahrstuhltür ging auf. Wir fuhren erschrocken zusammen und starrten auf die sich öffnende Tür. Glück gehabt, niemand da.

Gabriel verdrehte, eine Ohnmacht vortäuschend, die Augen und drückte auf den Erdgeschoss-Knopf. Wieder fielen wir übereinander her. Auf einmal hob Gabriel mich hoch, drückte mich gegen die Wand des Fahrstuhls und schob mein kurzes

Kleid nach oben. Ich konnte es nicht fassen: Er wollte es tatsächlich gleich hier mit mir treiben! Ich hatte es noch NIE im Lift mit einem Mann getrieben, ja eigentlich musste ich mir sogar mit Entsetzen eingestehen, dass ich in meinem ganzen Leben noch keinen Sex an einem wirklich »ungewöhnlichen Ort« gehabt hatte. Mit Albert hatte ich ein paar Versuche unternommen, als wir noch ein kinderloses Paar gewesen waren, aber weder am nächtlichen Strand von Kreta noch auf dem Billardtisch im Keller seines Elternhauses hatte Albert sich der Angst entledigen können, von jemandem entdeckt zu werden. Und am Ende hatten wir uns doch wieder ins stille Kämmerlein zurückgezogen.

Doch im Fahrstuhl mit Gabriel gab es kein Halten mehr. Gabriel drang einfach in mich ein und vögelte mich. In dem bordeauxrot ausgekleideten Fahrstuhl des pickfeinen Hilton-Hotels. In diesem Moment erreichten wir das Erdgeschoss, und ehe wir etwas dagegen tun konnten, ging ein zweites Mal die Lifttür auf. Dieses Mal stand allerdings jemand davor: Hagen Bruns. Sturzbetrunken, mit wirrem Haarschopf und nicht minder wirrem Blick, sein Hemd fast bis zum Bauchnabel aufgeknöpft und eine giggelnde, ebenso sturzbetrunkene Rothaarige am Arm, die sich seine Krawatte als Stirnband umgebunden hatte.

Er starrte uns verdattert an und sagte lallend: »Tach, die Herrschaften!«

Gabriel und ich starrten – in unserer Position standhaft verharrend – verdattert zurück, und Gabriel entfuhr ein peinlich berührtes: »Hagen ...«

Der erkannte erst in diesem Moment, wen er bei welcher Beschäftigung überrascht hatte. Wobei ich inständig hoffte, dass er so betrunken war, dass er es am nächsten Tag wieder vergessen haben würde.

Jedenfalls gab er der Rothaarigen einen Klaps auf den Hintern, wandte sich zum Gehen und lallte: »Der Lift is schon besetzt, Süße. Komm, wir nehmen die Treppe.«

Und wie auf Bestellung schloss sich die Fahrstuhlür wieder. Gabriel atmete tief durch, schloss die Augen, lehnte seine Stirn an meine und sagte leise: »Okay, vielleicht sollten wir doch lieber einen Ort aufsuchen, der ein wenig ... privater ist.«

Dann brachen wir beide, halbnaackt, wie wir waren, in einen hemmunglosen Lachkrampf aus und sackten auf dem Fußboden des Fahrstuhls zusammen, während wir Satzketzen japsten wie: »... seinen Blick gesehen ...«, »... ausgerechnet die verklemmte Visagistin ...« und »... gedacht, er ist auf Koks ...«

Ich wusste nicht genau, was ich hier gerade tat, ich wusste nur eins: Ich hatte schon verdammt lange nicht mehr so unglaublich viel Spaß gehabt.

Ich schalte die Leselampe neben der Wohnzimmercouch an, stehe auf und hole mir einen Zettel und einen Stift. Dann setze ich mich wieder auf die Couch und schreibe auf den Zettel: *Leben heißt: tanzen, lachen, trinken, flirten, rumknutschen, albern sein, Spaß haben.* Ich zögere, dann füge ich *im Fahrstuhl vögeln* hinzu und muss grinsen.

Ich schnappe mir mein Handy. Es ist bereits 1:30 Uhr. Noch einmal öffne ich Gabriels SMS, die mich erreichte, als ich am Münchner Flughafen auf den Rückflug nach Berlin wartete. Ich lese sie bestimmt schon zum zwanzigsten Mal: *War wundervoll mit dir. Du bist so süß. Sehen uns bald in Berlin. Kuss, Gabriel.*

In zwei Monaten hat er einen längeren Dreh in Tokio, aber vorher will er noch versuchen, mich in Berlin zu besuchen. Der Gedanke daran, ihn wiederzusehen, ihn zu berühren und mit ihm zu schlafen, berauscht mich. Aber wie soll das funktionieren? Soll ich Albert gegenüber verheimlichen, dass ich mich mit ihm treffe? Will ich eine heimliche Affäre anfangen? Auch wenn Alberts und meine Beziehung offensichtlich im

Eimer ist, fällt es mir doch schwer, ihn zu belügen. Ich war noch nie gut im Pokerfacemachen.

Mir geht durch den Kopf, dass Albert und ich in den Winterferien eine Woche Skiurlaub mit den Kindern geplant haben. Was, wenn ich einfach nicht mitfahre? Verdammte, ich werde definitiv nicht mitfahren! Ich werde in Berlin bleiben und Gabriel treffen!

Nachdem wir uns wieder beruhigt und unsere Klamotten aufgesammelt hatten, waren wir in den fünften Stock gefahren. Dort befand sich Gabriels Zimmer. Wie zwei Teenager auf Klassenfahrt waren wir über den Flur geschlichen, und kaum war die Hotelzimmertür hinter uns ins Schloss gefallen, hatte Gabriel mich – wieder einmal ganz Mann der Tat – auf das große Bett gezogen und direkt an unseren Quickie im Fahrstuhl angeknüpft. Erst da – als ich mit ihm im Bett lag – merkte ich, wie eigenartig und elektrisierend es war, von einem Mann berührt zu werden, den ich so gut wie gar nicht kannte und vor allem: der nicht Albert war.

Alberts und mein Sexleben – sofern es überhaupt noch stattfand – war in den letzten Jahren unserer Ehe in völliger Routine erstarrt und folgte einem stets gleichen Muster: Wenn einer von uns beiden Lust hatte, kroch er zum anderen unter die Bettdecke. Wir küssten uns halbherzig, mir fiel Alberts zunehmender Mundgeruch auf, woraufhin ich es vorzog, Albert einen zu blasen, mich dann auf ihn zu setzen, so lange auf ihm herumzurutschen, bis ich einen Orgasmus bekam, Albert zu informieren, dass ich fertig sei, und in die Missionarsstellung zu wechseln, wo Albert seinerseits so lange auf mir herumrutschte, bis er ebenfalls einen Orgasmus bekam und wir uns schließlich wieder auf unsere jeweiligen Betthälften rollten und einschliefen. Als wäre das alles nicht schon einfalllos genug, war der Schauplatz dieses traurigen Begattungsszenarios ausnahmslos unser Ehebett und dessen Zeitpunkt ausschließ-

lich die zehn Minuten vor dem Einschlafen. Genau betrachtet die miserabelsten zehn Minuten, die wir uns hätten aussuchen können, da wir beide fix und fertig von einem langen Tag voller Arbeit und Kinderversorgung waren und unsere Lustreserven dementsprechend ihren Nullpunkt erreicht hatten. Das alles wäre immer noch verständlich, verzeihlich und im Vergleich zu manch anderem Ehepaar aus unserem Freundeskreis von hochgradigem Erotikpotenzial gewesen, wenn nicht ein Umstand hinzugekommen wäre, der das Ganze endgültig pervertierte: Ich stellte mir dabei jedes Mal einen anderen Mann vor. Manchmal war es ein real existierender Mann, für den ich gerade schwärmte – jemand aus meinem Jobumfeld oder jemand, mit dem wir befreundet waren. Manchmal war es auch einfach ein Typ, den ich mir zusammenphantasierte. Meistens jedoch war es Hinrich, meine platonische Langzeitliebe. Das Perverseste aber daran war: Ich hatte verdrängt, dass ich an jemand anderen dachte, während ich mit Albert schlief. Ich hatte mich damit arrangiert. Wie konnte ich mich nur mit einer derartigen Scheiße abfinden? Wie konnte ich diesen Irrsinn so lange mitmachen?

Der Sex mit Gabriel hatte mir allerdings noch weitere Aha-Erlebnisse beschert.

»Hast ja 'nen echt tollen Body ...«, hatte Gabriel anerkennend gemurmelt, nachdem wir bestimmt eine geschlagene Dreiviertelstunde Stellungen ausprobiert hatten, die ich entweder vergessen hatte oder von denen ich gar nicht wusste, dass es sie gab. Danach hatten wir ineinander verschlungen auf seinem Bett gelegen und gedöst.

»Findest du?«, hatte ich zweifelnd gefragt.

Ehrlich gesagt hatte ich etwas Sorge gehabt, was dieser taufrische Kerl wohl zu meinem neununddreißigjährigen Körper sagen würde, wenn er ihn in unbekleidetem Zustand sehen würde. Gut, ich war trotz zweier Schwangerschaften sowohl von Cellulitis und Hängetitten als auch von Übergewicht ver-

schont geblieben, aber ein »toller Body«? Sagte Gabriel das jetzt nur, um mir ein Kompliment zu machen? Weil er das zu jeder Frau sagte, mit der er Sex hatte?

Gabriel drehte sich zu mir und zog die Brauen hoch: »Klar. Haben dir doch bestimmt schon einige Männer gesagt, oder?« Wenn Gabriel wüsste, dass es, außer Albert, die letzten vierzehn Jahre keine Männer gegeben hatte, die mir das hätten sagen können. Oder besser: Es hätte welche geben können, aber die hatte ich dumme Kuh mir verkniffen.

»Nicht wirklich ...«, murmelte ich.

Gabriels Worte gingen mir runter wie Butter, verwirrten mich aber auch. Warum, verdammt noch mal, wusste ich nichts von meinem angeblich »tollen Body«? Litt Albert bereits dermaßen an Kurzsichtigkeit, dass ihm dieser nie aufgefallen war? Und warum war es mir selbst nie aufgefallen? Hätte ich schon längst dafür sorgen müssen, dass es mal jemand bemerkte?

Gabriel warf einen Blick auf seine Uhr und sagte: »Puh, schon halb sechs. Zeit für 'nen Absacker!«

Er stand auf, holte zwei Piccoloflaschen Sekt und zwei Gläser aus der Minibar und lümmelte sich wieder neben mich aufs Bett.

Während er die Sektflaschen öffnete, grinste er und sagte kopfschüttelnd: »Der gute Hagen Bruns ... Wenn das seine Frau wüsste ... Na ja, wer viel arbeitet, muss sich auch mal vergnügen dürfen. Geht mich ja nichts an ...«

Ich schluckte. Ohne es zu beabsichtigen, hatte Gabriel mich mit diesen Sätzen jäh auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt. Scheiße, ich hatte Albert betrogen. Ich hatte es wirklich getan.

Ich nahm das Glas, das er mir anbot, setzte mich auf und senkte den Blick: »Hör zu, ich muss dir was sagen ...«, begann ich zögernd.

Gabriel musterte mich prüfend. »Du hast einen Freund ...«, schlussfolgerte er lächelnd.

Ich lächelte ebenfalls. Ein »Freund«. Ach du liebes bisschen, das klang wie ein Begriff aus einer Epoche meines Lebens, die gefühlte Jahrhunderte zurücklag.

»Ich hab sogar einen Mann«, sagte ich und sah ihn mit angehaltenem Atem an, um auszuloten, wie er wohl reagieren würde. Aber Gabriel betrachtete mich nur neugierig, was mich ermunterte, hinzuzufügen: »Und zwei Kinder ...«

Gabriel glitt ein ehrlich überraschtes Lächeln übers Gesicht: »Nicht dein Ernst. Hätte ich nie im Leben gedacht.« Er hob sein Glas, um mit mir anzustoßen, und sagte schmunzelnd: »Dann erst recht mein Kompliment.«

Das, was für mich eine von Gewissensbissen und moralischen Skrupeln geschwängerte Hammer-Beichte war, schien ihn nicht mal ansatzweise umzuhauen. Umso besser. Dieser Mann strahlte eine derartige Leichtigkeit aus, es hätte mich nicht gewundert, wenn ihm im nächsten Moment Flügel gewachsen wären – Engelsflügel.

»Und du?«, fragte ich.

Gabriel nahm einen Schluck aus seinem Glas. »Ich hab auch 'ne Freundin, keine Sorge ...«, sagte er und warf nun wiederum mir einen prüfenden Blick zu, um zu sehen, wie ich die Information aufnahm.

»Na, dann hätten wir das ja geklärt«, stellte ich fröhlich fest und prostete ihm zu.

Überrascht nahm ich zur Kenntnis, dass es mir nicht das Gerinste ausmachte. So einfach war das? Es ging also wirklich: Auch Frauen konnten guten Sex ohne Gefühle haben.

Gabriel lachte. »Du bist echt klasse. Ich fühl mich wohl mit dir.«

Wenn ich seinen Kommentar richtig deutete, konnten das wohl nicht viele Frauen. Wäre ich erst Anfang zwanzig, ich hätte das Ganze sicherlich auch nicht so locker gesehen, so war ich damals nicht drauf. Vielleicht betrat man als Frau um die vierzig tatsächlich eine Ära sexueller Reife und Gelassen-

heit, die einem völlig neue Perspektiven eröffnete. Ein wohlliches Gefühl breitete sich in mir aus. Gabriel griff nach seinem Handy, tippte darauf herum und reichte es mir. Das Display zeigte das Foto einer hübschen, noch sehr jungen, dunkelhaarigen Frau – offenbar seine Freundin. Sexuelle Reife und Gelassenheit in Ehren, aber so konkret wollte ich mit der Frau, die von Gabriel gerade mit mir betrogen wurde, dann doch nicht konfrontiert werden.

»Attraktiv ...«, kommentierte ich ein wenig hilflos und gab Gabriel das Handy zurück.

Gabriel nahm es und sagte ironisch: »Klar. Dein Mann ist ja bestimmt auch ›attraktiv‹, oder?«, so als wolle er zum Ausdruck bringen: Warum sollte das ein Garant dafür sein, nicht trotzdem auch andere Menschen anziehend zu finden?

Ich hatte Albert tatsächlich schon lange nicht mehr unter dem Aspekt der Attraktivität betrachtet. Ich hatte keinen Abstand mehr zu ihm. Aber alle anderen sagten, er sei gutaussehend. Also kam ich zu dem Schluss: »Ja, ist er. Aber manchmal vermissem ich einfach die Leidenschaft. Das Feuer, den Kitzel ... Warum geht das in einer langjährigen Beziehung irgendwann verloren? Muss das so sein?«

Gabriel sah mich wieder mit dieser jugendlichen Unbekümmertheit an und sagte achselzuckend: »Keine Ahnung. Aber mir geht's genauso. Man braucht halt beides, die Stabilität und das Abenteuer.«

Wie oft schon hatte mich dieser Widerspruch gequält. Und jetzt kam dieser hübsche Kerl daher und erklärte ganz lapidar: Man braucht halt beides, die Stabilität und das Abenteuer. So, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt. In diesem Moment wusste ich, das alles hier war kein Zufall. Gabriel sollte mir eine Botschaft überbringen. Gabriel *war* definitiv ein himmlisches Geschöpf, so oder so. Aber wie kriegte man die Stabilität und das Abenteuer unter einen Hut, ohne bei allen Beteiligten Schaden anzurichten? Darauf wollte ich von

meinem Lehrmeister irdischer Leichtigkeit eine Antwort haben.

»Und wie habe ich mir das genau vorzustellen?«, fragte ich neugierig. »Machst du so was öfter?«

»Hin und wieder. Selten. Nur, wenn ich nicht widerstehen kann«, grinste Gabriel.

»Hm ...«, gab ich zur Antwort. »Und erzählst du es deiner Freundin?«

»Natürlich nicht«, entgegnete Gabriel erstaunt. Er sah mich eindringlich an und ergänzte, als würde er einem kleinen Kind etwas erklären: »Nichts erzählen, hörst du? Mach nicht alles kaputt, was du dir aufgebaut hast.«

Für seinen Auftritt als Engel, der seine Mission erfüllt hat, wäre dies der perfekte Moment gewesen, seine Flügel auszuklappen und davonzuschweben. Stattdessen beugte er sich lächelnd zu mir herunter, küsste mich noch einmal lange und leidenschaftlich und sagte dann zärtlich: »Ich muss jetzt los.«

»Du musst es Albert unbedingt erzählen!«, ruft Tilda aufgeregt ins Telefon.

Es ist bereits zwei Uhr, Tilda ist ein Nachtmensch und die Einzige, die ich um diese Zeit noch anrufen kann. Meine freikige Freundin Tilda: Drehbuchautorin, radikale Boykotteurin jeglicher Konventionen, immer verstrickt ins Chaos und zurzeit im Rahmen einer offenen Beziehung sowohl mit einer Frau als auch mit einem Mann liiert. Tilda kann ich immer dann befragen, wenn es um komplizierte Lebens- und Liebeslagen geht. Dafür ist sie Expertin.

»Ich habe es ihm bereits erzählt«, sage ich nur matt in den Hörer.

»Sehr gut, sehr gut ...«, bestätigt mir Tilda, und ich höre, wie sie angespannt an einer Zigarette zieht. »Offenheit ist die Grundlage für die Integrität jeder zwischenmenschlichen Beziehung. Alles andere ist ...«

»... verlogene Doppelmoral und die feige Kapitulation vor den Prämissen unzeitgemäßer Monogamie, ich weiß«, ergänze ich, denn Tilda hat es mir oft genug vorgebetet. »Deshalb zeichnet sich dein Beziehungsleben ja auch durch eine so bemerkenswerte Harmonie aus.«

»Ich habe nie gesagt, dass Offenheit Harmonie zur Folge hat«, kontert Tilda.

»Na, großartig ...«, bemerke ich trocken.

»Wie hat er reagiert?«, fragt Tilda und zieht wieder hörbar aufgeregt an ihrer Zigarette.

»Er ist natürlich total verletzt. Ich denke, seine Geduld mit mir ist am Ende«, resümiere ich düster.

»Seine Geduld mit *dir*?«, ereifert sich Tilda. »Was, bitte, ist mit deiner Geduld mit *ihm*? Ich denke mal, *die* ist an einem Ende angekommen!«

»Ja, sicher. Das auch. Und was jetzt?«, frage ich ratlos.

»Du gehst erst mal zu deiner Therapeutin«, schlägt Tilda vor.

»Es ist ein Tag vor Weihnachten!«, entgegne ich.

»Sie *muss* dir noch einen kurzfristigen Termin geben. Das ist ein Notfall!«, empört sich Tilda.

»Mal sehen ...«, antworte ich zweifelnd, obwohl ich selbst auch schon daran gedacht habe.

Eine Pause entsteht, und ich höre, wie Tilda Zigarettenqualm ausatmet. Dann fragt sie mit einem Lächeln in der Stimme:

»Wie war er denn, dein Erzengel?«

Ich schließe die Augen und sage seufzend: »Himmlisch ... Um nicht zu sagen: göttlich!«

Tilda kichert: »Oh Mann, Marlene, das freut mich so für dich. Das war echt mal 'ne Superaktion. Männer um die vierzig nehmen sich schließlich auch jüngere Geliebte.«

»So gesehen ...«, sage ich lächelnd. »Aber was soll ich jetzt tun? Was sind die Konsequenzen? Ich kann doch nicht einfach so mir nichts, dir nichts Albert und die Kinder verlassen! Oder?«

»Was heißt hier ›Mir nichts, dir nichts‹?«, Tilda lacht ironisch.
»Zwischen Albert und dir ist es doch schon ewig am Kriseln. Wenn ich allein an dieses ganze Hinrich-Drama denke. Mein Gott, warst du verknallt in den! Mit ihm hättest du auch einfach vögeln sollen. Wann fing das an? Nach Julians Geburt?«

»Nach Sophies Geburt ...«, berichtige ich Tilda und bin selbst völlig schockiert darüber, wie lange ich mich mit dieser Geschichte herumgeschlagen habe.

»Also seit etwa zwölf Jahren«, bringt Tilda die Dinge mit grausamer Klarheit auf den Punkt. »Und spätestens seit eurem Umzug in diese Wilmersdorfer Spießerwohnung vor drei Jahren geht es nur noch bergab. Du lebst doch ein Leben, das überhaupt nicht zu dir passt. Mal ehrlich, Marlene, seitdem hast du doch auch die Therapie angefangen, oder?«

»Richtig«, murmele ich, ganz benommen von Tildas niederschmetternder Bilanz meines Ehelebens. »Nicht zu vergessen die Paartherapie, durch die wir uns zusätzlich seit eineinhalb Jahren quälen ...«, füge ich resigniert hinzu.

»Super!«, ereifert sich Tilda jetzt. Die Dramen anderer wühlen sie mindestens genauso auf wie ihre eigenen. »Ich sag mal so: Was, bitte, ist das für ein Leben, das man nur mit Hilfe einer Armada von Therapeuten ertragen kann?«

»Das falsche Leben ...«, mutmaße ich tonlos. Dann stehe ich auf, hole mir meine Zigaretten aus dem Geheimfach des Wohnzimmerschranks, zünde mir eine an und lege mich wieder auf die Ausziehcouch. Rauchen im Wohnzimmer ist eigentlich strengstens verboten, aber was soll's – im Vergleich zu meinen jüngsten »Eskapaden« dürfte das nur geringfügig ins Gewicht fallen. »Aber Gabriel hat auch gesagt, ich soll nicht alles kaputt machen, was ich mir aufgebaut habe. Und ich weiß nicht mal, ob ich ihn wiedersehen werde ...«, gebe ich zu bedenken und ziehe mit vor Aufregung zitternden Fingern an meiner Zigarette.

»Darum geht es doch gar nicht«, sagt Tilda, plötzlich ganz ruhig. »Und ist nicht auch ohne das schon viel zu viel kaputt gegangen?« Dann spricht sie aus, was ich im Grunde genommen längst selbst weiß: »Es gibt sowieso kein Zurück mehr, Marlene. Du hast eine Tür geöffnet. Du hast eine Schwelle überschritten. Dein neues Leben hat bereits angefangen. Mit oder ohne Albert. Mit oder ohne Gabriel.«
Und obwohl es Grund genug gäbe, diese Wahrheit zu bejubeln, kann ich nur eins: hemmungslos anfangen zu heulen.